

Aus der Presse

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Wirtshaus ging der Name auf die Ortschaft über; das Wörtchen in stimmte da freilich noch weniger als beim Wirtshaus, aber durch den bestimmten Artikel wurde doch die Vorstellung vom Brunnen immer wieder wachgerufen und wachgehalten, und so sagt man dortzulande heute noch. Doch seit die rechtsufrige Zürichseebahn fährt und „Tiefenbrunnen“ eine Station daran geworden ist, heißt es für alle, denen der Ort bloß ein Punkt in der Welt ist, wo der Zug — nach ihrer Meinung völlig überflüssigerweise — wieder anhält, eben „in“ Tiefenbrunnen und „nach“ T.; sie denken dabei genau so viel, wie wenn es hieße Haltestelle Nr. 3 oder Station c auf Linie D oder so was. Es ist, wie wenn diese einst lebendigen Namen, deren ursprüngliche Bedeutung im Saubau des dortigen Ortsgebrauches immer noch ein wenig nachklingt, im heutigen Verkehr versteinerten, wie wenn das in ihnen noch schlummernde Leben durch die Maschine ertötet würde. So geht's überall: Der Rüsnachtler steigt im Goldbach aus, der Fremde, schon der Stadtzürcher, in Goldbach; aufs Rönli steigt der Töftaler vom Steg aus, der städtische Sonntagsausflügler vom Steg aus; der Töftaler geht vom Saland auf den Sternenberg, der Fremde von Saland („Ach! Martin Saländer! Wie interessant!“) nach Sternenberg; der Appenzeller ins Rehtobel oder in die Grueb, der städtische Ausflügler nach Rehtobel oder nach Grueb. In Zürich wohnen ältere Leute noch etwa „an der obern“ oder „untern Straße“, aber die meisten in Ober- oder Unterstraf. Man kann also wohl sagen, der Verkehr wirke da sprachlich verblödend.

Für den verständnisvollen Gebrauch dieser Ortsnamen könnten Haus und Schule vielleicht doch etwas tun, und wenn sie auch diese Namen vor der geistigen Verfassung nicht retten werden, so verschafft doch schon der Hinweis auf solche Kleinigkeiten hie und da ein Freudelein, das mindestens so wertvoll ist als manches „sportliche Ereignis“, über das die Tagesblätter breitspurig berichten; denn man empfindet doch jedesmal ein Lustgefühl, wenn man wieder einen Sinn entdeckt hat, und manch ein vergnügtes „Jaso! Uha!“ verdankt seine Entladung einer solchen Entdeckung. — Die Verkehrsanstalten selbst sind ja auch da meistens unschuldig an der geistigen Verarmung, aber hie und da leistet bürokratische Gedankenlosigkeit oder gar Eitelkeit doch mehr als nötig. Bei Rüsnacht liegt die Häusergruppe und Dampfboothaltestelle Goldbach; es gibt aber auch eine Bahnstation Goldbach im Emmental. Auf Briefumschlägen muß man natürlich andeuten, welches von beiden gemeint sei, oder ob gar noch ein anderes; wer aber zu Schiff von Zürich herauffährt, wird schwerlich im Zweifel sein, ob er Goldbach bei Rüsnacht oder das bernische oder das luzernische Goldbach vor sich habe; die Aufschrift Goldbach würde also dem Verkehr vollkommen genügen; aber nein: dem Bürokraten genügt's nicht, „es“ heißt nun einmal „Goldbach (Rüsnacht)“ im Ortsverzeichnis, und drum soll es auch so an der Haltestelle angeschrieben sein! Was geschieht nun? Es kommt vor, daß der Gegend ganz Unkundige, die nach Rüsnacht wollen (etwa um die Hohle Gasse zu besuchen!), beim Anblick des Namens Rüsnacht, wenn er auch nur in Klammer steht, aussteigen; denn den Sinn dieser Klammer können sie doch nicht anders deuten, als daß das eben eigentlich Rüsnacht sei, daß die Haltestelle aber Goldbach heiße. Nur immer hübsch „korrekt“!

Der Schriftleiter ist dankbar für die Mitteilung weiterer Beispiele für drohende oder bereits eingetretene Verblödung solcher Ortsnamen.

Von der Berner Hochschule.

Im Großen Rat und in der Presse verlangen die Welschen eine Vermehrung der französischen Lehrstühle an der Hochschule in Bern. Sofern die Lehrer des welschen Kantonssteils in Bern studieren müßten, sollte natürlich ihren Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Aber der ganze Ton, in dem diese Forderungen erhoben werden, läßt darauf schließen, daß man es einfach mit einem Vorstoß gegen die deutsche Hochschule Berns zu tun hat: die gegenwärtigen politischen Spannungen werden dazu benutzt, um den welschen Einfluß so hoch wie möglich zu tragen. Es ist doch zu bedenken, daß — Freiburg als halb deutsch, halb französisch gerechnet — die deutsche Schweiz für ihre mehr als 2½ Millionen Einwohner drei und eine halbe Hochschule hat, die welsche für ihre nicht 800,000 Einwohner ebenfalls drei und eine halbe Hochschule. Ist es da wirklich richtig, daß auch Bern noch ganz doppelsprachig ausgebaut werde? Wo in der Welt gibt es überhaupt ein Gebiet, das so viele Hochschulen zählt wie die welsche Schweiz? Wir mögen ihnen diesen unwirtschaftlichen Luxus gönnen, tragen sie doch selbst die Kosten wie auch den — Schaden; aber wir sehen nicht ein, weshalb auch unsre deutschen Hochschulen noch für welsche Bedürfnisse eingerichtet werden sollen.

Bl.

Aus der Presse

In der Genfer „Tribune“ wird geklagt über die expansion allemande au Tessin, an der zum Teil der „deutsche Sprachverein“ schuld sei; ein Misogger Blatt unterstützt lebhaft Prof. Salvionis vergebliche Bemühungen, die Engadiner als eine Art Italiener zu erklären; anderswo beschwert man sich über die Sprache auf den amtlichen Briefkästen. Wichtiger ist die Frage des Kantons Jura, über die u. a. die „Basler Nachrichten“ am 5. Brachmonat berichteten. Sie ist ja vor allem eine Sprachenfrage; sie hängt auch zusammen mit der Berner Hochschulf Frage. Im bernischen Großen Räte hat der jurassische Abgeordnete César bekanntlich Ende März eine Anfrage eingereicht, in der er die Vermehrung der französischen Lehrstühle an der bernischen Hochschule verlangt. Wenn man die Sache lediglich innerhalb der Kantons Grenzen betrachtet und nicht mit etwas weiterem Gesichtskreis (wie der Beitrag von Bl. in dieser Nummer), so erscheint ja vieles berechtigt, aber der Redner schlug dabei so wundervolle Töne der Verbrüderung an und klagte so beweglich über „le Kantönligeist“ der Welschen, daß zu den Stimmen, die die Trennung verlangen, ein seltsames Klangverhältnis entsteht. Wem soll man glauben?

Als im Jenner der preußische Finanzminister dem Abgeordnetenhaus statt des üblichen „Stats“ einen „(Staats-) Haushaltsplan“ vorlegte und die preußischen Ministerien amtliche Verdeutschungslisten einführten (unter ausdrücklichem Dank für die Mitarbeit des Sprachvereins), da glaubte die Berliner Akademie der Wissenschaften im Namen der Kultur (Fremdwortreichtum sei „geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache“) einschreiten zu müssen, und ihr Gutachten spielte kürzlich ein Schriftleiter der N. Z. Z. aus gegen Engels neuestes Buch „Entwelschung“. Es ist freilich nicht schwer, aus einigen Tausend Verdeutschungen einige wirklich ungeschickte herauszuklauben oder ganz gelungene so anzuordnen, daß sie als mißlungen erscheinen müssen. Wenn von solcher Stelle aus die Verdeutschungs-

bewegung mit so hochmütiger Gebärde abgetan wird, so kann wirklich einmal eintreffen, was dabei angedeutet wurde: „Wenn es nach Engel ginge, würden die Schweizer und Oesterreicher, die in anderer Sprachnachbarschaft leben und daher etwas milder gegen das Fremdwort sind, bald die Galiläer sein, die man an der Sprache kennt.“ „Sei es“, fügt er bei, aber daß dann eine baldige Nachwelt über uns lachen wird, hat auch schon einer vorausgesagt: Spitteler. — Auf die Besprechung ist eine Erwiderung erschienen, mit angehängten Bemerkungen des Schriftleiters; eine zweite Entgegnung wird folgen.

Hoherfreulich ist die Nachricht, daß unser Josef Reinhart, dessen schweizerdeutsche Erzählungen „Waldvogelzöge“ wir seinerzeit hier besprochen haben, für seine Sammlungen „Liedli ab em Land“ und „Im grüne Chlee“ von der Schweizerischen Schillerstiftung einen Preis von 1000 Franken erhalten hat, eine Auszeichnung, die ihm herzlich zu gönnen ist. Schmächtig hingegen ist es, daß Albert Rheinwald, ein Genfer Papiermacher, im übrigen Franzose, von der Schweizerischen Schillerstiftung einen Beitrag bekommen hat für ein Buch (La lumière sur les terrasses), in dem er nicht nur das Deutschtum im allgemeinen beleidigt, sondern insbesondere auch die Deutschschweizer, und den heutigen Genfern ihren helvétisme, ihre schweizerische Gesinnung zum Vorwurf machen zu müssen glaubt. Otto v. Greyerz hat im „Bund“ (Nr. 240) den Unfug mutig bloßgestellt. Ob es sich dabei um den eigentlichen Schillerpreis nach Paragräphlein Soundsoviel der Satzungen oder um einen uneigentlichen Schillerpreis nach einem andern Paragräphlein handelte, ist herzlich unwichtig, wenn auch der Vorstand der Schillerstiftung und die Schriftleitung der N. Z. Z. die peinliche Angelegenheit damit zu verwechseln suchen. Da muß etwas geschehen, und wenn niemand anders zum Rechten schaut, so bekommt vielleicht der Sprachverein noch Arbeit.

Bücherschau.

Schweizerisches Idiotikon. 83. Heft. (Huber & Cie.)

Das letzterschienene Heft unseres schweizerdeutschen Wörterbuches schließt die Gruppe sch—nz ab und geht weiter bis Schär. Für die Beobachtung eigentlichen Sprachlebens mit seinen oft überraschenden Zusammenhängen ist besonders dankbar die Gruppe scher. Dazu gehört nicht nur die Schere mit ihren Abarten, z. B. der Bett-schere, einer scherenförmigen Vorrichtung, die das Herausfallen des Schlafenden verhindern soll, der Holz-, Schiterbig- und Schaubscher, nach der man des Scherzes Unkundige in den April schießt usw., sondern auch die Schar am Pflug, die geschorene Platte des Mönchs, die Verpflichtung zum Weinführen (Winschar), die Menschen-schar (oder Gschar) und endlich die Scharen (für Bezirke), in die nach einer alten Heeresordnung die Gemeinde Herisau zerfällt: Dorfer, Bordinger, Nieschberger, Rohrer und Schwäberger (ähnlich in Schwellbrunn). In Luzern heißt ein Kraßfuß Gschar, anderswo Scharris (Alt-Zürich), Scharringgel oder Scharminggel (Schaffhausen), Scharwenzel, Schariwari (Basel-Land) und Scharrabanis (Basel-Stadt), wobei sich deutsche und französische Wörter in merkwürdiger Weise vermischt haben; in Scharrabanis steckt das deutsche scharren, aber gleichzeitig die alte französische Anrede cher et bon. Mit schief und scheps (= quer) hängt Schipf zusammen in der Bedeutung einer in schräger Richtung vorgelagerten Uferverbauung und damit der Name eines malerischen, recht altzürche-

rischen Stadtviertels („es wüerelet . . . und schipplet, niederdörselet so lieb“, nämlich wenn eine Altzürcherin spricht).

Aber neben dem rein Sprachlichen reizen heute den Leser fast noch mehr die Dinge, mit denen sich die in den letzten Jahrzehnten zur Wissenschaft erhobene Volkskunde beschäftigt, und für diese ist das Idiotikon ja eine unerschöpfliche Fundgrube. Aus dem Kleiderwesen gehören hieher die Wörter Schappel, Tschäppel, Schäppeli u. ä., für den Kranz, den z. B. Tauf- und Firmkinder tragen, den sich auch Liebesleute schenkten und der als Zeichen der Jungfräulichkeit galt (1817 wird berichtet, sie seien „von der Zeit an, wo französisches Militär einquartiert werden mußte, mit ungläublicher Schnelligkeit aus der Mode gekommen“); sie bezeichnen aber auch eine männliche Kopfbedeckung und stammen wie (S-)Schoope (mit Ärmeln versehene Jacke) aus dem Romanischen, (der Schoope letzten Endes sogar aus dem Arabischen), ebenso der Schäbert (von chaperon) für das Geißelkästchen und Eßschürzchen der Kinder — die Vorherrschaft des Französischen im Kleiderwesen ist ja sehr alt. Rechtsgeschichtlich merkwürdig ist das noch thurgauische Schuppos, ursprünglich für ein kleines bis mittelgroßes Bauerngut, heute noch für den Anteil an einer Waldgenossenschaft. Damit ist natürlich auch der sonst sonderbar klingende Geschlechtsname Schuppisser erklärt, wie denn überhaupt auch auf Personen- und Ortsnamen neues Licht fällt.

Briefkasten.

E. B., J. 1) Weshalb wir sagen „hli“ und nicht „hlei“? Auf den ersten Blick scheint es ja der hundertfältig belegte, regelmäßige Unterschied zwischen Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch zu sein (rite: reiten, Schneider: Schneider), wobei unser Alemannisch einfach die in alt- und mittelhochdeutscher Zeit allgemeine Form behalten hat (mhd. riten, snider), während die übrigen deutschen Mundarten mit Ausnahme der niederdeutschen (auch hier berühren sich die Gegensätze) im ausgehenden Mittelalter aus diesem langen i regelmäßig ei gemacht haben. Aber daß die Baseler sagen hlei, ist in der Tat verdächtig, und im Alt- und Mittelhochdeutschen hieß es fast immer klein. Dieses mußte auch schweizerdeutsch hlei lauten. Aber neben dieser in alten Schriften bei weitem vorherrschenden Form mit ei hat es in hochdeutschen Gebieten eine Nebenform mit langem i gegeben, die auf einer andern Ablautstufe beruht; sie ist schriftlich selten und erst aus spätmittelhochdeutscher Zeit überliefert, meistens in alemannischen Quellen, daneben auch aus Vorarlberg, Baiern, Tirol und Franken. Sie kam im Vers sogar neben der andern vor. In unserer Mundart hat sie sich allmählich die Vorherrschaft errungen. Ein älteres berndeutsches Wörterbuch erwähnt noch hlei, heute sagt man in Bern allgemein hli; ein altes Wurtbettellied aus dem Zürcher Weinland singt: Gemmer nid eso kleini, gemmer zwo für eini (Idiotikon III/633), aber heute braucht man dortzulande nur noch hli.

Allerlei.

Preisfrage. Was bedeutet Mahyère? Sicher würde kein Sprachforscher den Ursprung dieses Namens herausfinden, auch Renward Brandstetter in Luzern nicht, der doch mit malaiischen und indianischen Mundarten umspringt, wie wenn's Schweizerdeutsch wäre. Es ist aber auch nicht Hottentottisch. Ja, was früher unmöglich erschienen war, nämlich eine neue Schreibweise für einen nicht gerade seltenen deutschen Geschlechtsnamen zu erfinden, das haben der Weltkrieg und die Liebe zur Sprache der Väter und einiger „Miteidgenossen“ zustande gebracht. Diesen Namen Mahyère führen zu dürfen hat seinen Regierungsrat gebeten ein Genfer Bürger Jean Edouard — Mayer.